

„Christus verbindet“ Predigt zur Bistumswallfahrt am 03.09.06

Dtn 4,1-2.6-8; Mk 7,1-8.14-15.21-23

Aus der Weisheit des Mittelalters ist folgende Erzählung überliefert: Der Abt eines Klosters wurde einmal gefragt: *„Wie ist es möglich, dass die Brüder trotz ihrer verschiedenen Herkunft, Veranlagung und Bildung eine Einheit darstellen?“*

Und der Abt antwortete: *„Stellt euch ein Rad vor. Da sind Felge, Speichen und Nabe. Die Felge ist der umfassende Rahmen. Von diesem Rand des Rades aber laufen die Speichen in der Mitte zusammen und werden von der Nabe gehalten. Die Speichen – das sind wir selbst, die Einzelnen der Gemeinschaft. Die Nabe ist Jesus Christus. Er hält alles zusammen.“*

1. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Christus verbindet. – Dieses Motto unserer Wallfahrt gehört zur Grundlage unserer kirchlichen Gemeinschaft, zur Grundlage unseres Glaubens. Ohne Christus als unserer Mitte fallen wir sozusagen auseinander, haben wir keinen Halt und keine Orientierung.

Christus verbindet. – Das klingt einleuchtend. Das wird – wie die Hl. Schrift sagt (vgl. 1 Kor 12,13; Gal 3,28) – durch Glauben und Taufe grundgelegt, das ist etwas, was wir immer wieder feiern.

Doch wie sieht es in der Realität aus?

- Da versuchen Familien nach Kräften, gut miteinander zu leben. Und dennoch gibt es immer wieder Streit, der so tief gehen kann, dass manche Beziehungen zerbrechen.
- Da fehlen vielen Menschen ganz einfach Wille und Kraft, sich wirklich auf die Eigenarten und Nöte der anderen einzulassen.
- Da gibt es Konflikte zwischen verschiedenen Personen oder Gruppen in einer Gemeinde, die sich in ihrer jeweiligen Position so festgebissen haben, dass kein Gespräch mehr möglich scheint.
- Da kann es im Zusammenschluss von Gemeinden zu Gemeindeverbänden gegenseitige Vorurteile und Ängste geben, die so tief sitzen, dass der Weg zueinander erschwert oder blockiert ist.
- Da kommt es in der Ökumene bei allem guten Willen der Beteiligten auch immer wieder zu Stillstand und Krisen.

Christus verbindet. – Bleibt das nicht eine fromme Behauptung, etwas, was zwar wünschenswert, hilfreich und schön wäre, aber nicht so richtig greift und letztlich an unserer menschlichen Schwäche scheitert?

Im Bild des Rades gesprochen: Werden unsere Verbindungen zueinander nicht oftmals deshalb instabiler, weil wir uns zu sehr an der Felge orientieren?

Die Felge scheint die Speichen zwar zusammen zu halten, sie bleibt aber etwas Äußeres und bildet nur den Rahmen. Ohne die Nabe driften die Speichen auseinander. Oder anders gesagt: ohne eine verbindende Mitte gibt es keine wirkliche Gemeinschaft. Wer sich zu sehr an der Felge ausrichtet und den Zentrifugalkräften überlässt, gerät leicht in Gefahr, abzudriften und sich zu verlieren.

In der Sprache unseres Glaubens ausgedrückt: Es gibt Kräfte und Mächte, die uns vom Eigentlichen abbringen wollen und unser Leben gefährden. Das heutige Evangelium nennt da sehr deutlich die Versuchung, nicht auf den Geist zu setzen, der lebendig macht, sondern sich vom Äußeren bestimmen zu lassen, von menschlichen Vorschriften und starren Konventionen.

In der Tat, unser Leben ist von vielen Äußerlichkeiten geprägt. Oftmals scheinen wir ziemlich festgelegt zu sein und nicht über unseren Schatten springen zu können.

2. Zwischen Vereinzelung und Gemeinschaft

Das zeigt sich auch und gerade da, wo es um unser menschliches Miteinander geht.

Einerseits ist es für die Entwicklung eines jeden Menschen notwendig und wichtig, sich abzunabeln, selbstständig zu werden, „Ich“ sagen zu lernen. Es ist wichtig, sich von anderen zu unterscheiden, eine eigene Meinung zu vertreten und für etwas ganz persönlich einzustehen.

Andererseits kann dieser Prozess auch ins Extrem getrieben werden und Menschen einander entfremden. Im Bild des Rades gesprochen: Je mehr sich jemand als eigene Speiche versteht und von der Felge her bestimmen lässt, umso größer ist die Gefahr, sich immer mehr von den anderen zu entfernen und in Isolation und Einsamkeit zu geraten. Der Blick für die Mitmenschen kann verloren gehen, und oftmals bleiben Solidarität und Verantwortung füreinander auf der Strecke. Wenn so etwas wie eine Erosion oder Atomisierung der Gesellschaft zunimmt, ist unser Zusammenleben ernsthaft in Gefahr.

Um leben und überleben zu können, braucht jede und jeder Einzelne unbedingt auch Gemeinschaft. Wir wollen irgendwo selbstverständlich dazugehören und beheimatet sein.

Das ist zunächst einmal ganz natürlich durch unsere Familien vorgegeben, durch die Sippe oder das Volk, dem wir angehören. Wir fühlen uns verbunden durch eine gemeinsame Sprache, durch unsere Religion, durch das Milieu, in dem wir aufgewachsen sind und leben. Auch die Bildung, die Arbeit, gemeinsame Wertvorstellungen und Ziele können Menschen miteinander verbinden.

Andererseits – und das ist die Kehrseite – sind solche Beheimatungen oft auch der Grund, von anderen mehr oder weniger getrennt zu sein, denn Gegensätze, Vorurteile und Mauern gibt es nicht nur zwischen Einzelnen, sondern oftmals noch viel stärker zwischen Gruppen und Gruppierungen.

Kollektivismus und Vermassung sind genauso bedenklich wie überzogener Individualismus und Subjektivismus.

Auch Christen können zu Cliques, Clubs oder Sekten werden, Gegensätze noch verschärfen und ihre Berufung und Sendung für die Welt vergessen.

- Wie schnell bilden sich in einer Gemeinde manchmal Gruppen heraus, die sich selbst genügen und niemanden dazukommen lassen!
- Wie schwer können es Menschen haben, die zugezogen sind – wie lange kann es dauern, bis jemand offen auf sie zugeht und sich wirklich für sie interessiert!
- Und wenn Gemeinden zur Zeit auf dem Weg sind, sich über den eigenen Kirchturm hinaus auf die Nachbargemeinden hin zu bewegen, können sie immer wieder mal „ihr blaues Wunder erleben“ und bei sich selbst entdecken, wie tief doch so manche Vorstellung und so manches Klischee über „die anderen“ sitzt. Und interessanterweise habe ich schon einige ganz überrascht sagen hören: *„Als wir dann im neuen Gemeindeverbandsrat miteinander mal ein Bier getrunken haben, haben wir gemerkt, dass die anderen ja gar nicht so schlimm sind! Dass es ihnen ja auch nicht anders geht als uns!“*

3. Zwischen Gesetz und Geist

Und schließlich erleben wir gerade auch in unserem Miteinander die Gefahr, die Jesus im heutigen Evangelium anprangert: dass wir uns an Äußerlichkeiten festkrallen und äußerst fragwürdig um Formen, Bräuche und Riten streiten.

Keine Frage: Es gibt göttliche Gebote und Normen, denen nichts hinzugefügt und von denen nichts hinweg genommen werden darf. Das sind verlässliche und bewunderungswürdige Grundlagen und Leitlinien für uns alle. Diese gilt es, in jeder Zeit immer wieder neu verständlich zu machen, zu achten und zu verteidigen. Sie zu verwerfen, kann uns Menschen nicht gut tun.

Daneben gibt es aber auch sehr irdische und wandelbare Gewohnheiten, Festlegungen oder Vorschriften.

Wie viel fruchtlose Auseinandersetzung kann es zwischen Alt und Jung, zwischen einzelnen Gemeindegruppen, im Pfarrgemeinderat oder im Team des neuen Gemeindeverbands geben, wenn jede Seite darauf beharrt, dass man die Dinge genau so und nicht anders machen müsse: entweder, weil es immer schon so war, oder, weil es jetzt eben um jeden Preis neu werden müsse, oder, weil es eben so Vorschrift sei.

Solche Fixierungen – so will Jesus uns sagen – führen nicht zum Leben. Sie trennen uns Menschen voneinander. Sie machen eng, hartherzig und letztlich auch unglücklich.

Der große Theologe Karl Rahner hat schon Anfang der 70er Jahre beklagt: *„In der Öffentlichkeit der Kirche herrschen in einem erschreckenden Maße auch heute noch (bei allem guten Willen, der nicht bestritten werden soll) Ritualismus, Legalismus, Administration und ein sich allmählich selber langweilig werdendes und*

resignierendes Weiterfahren auf den üblichen Gleisen einer spirituellen Mittelmäßigkeit.“

Liebe Schwestern und Brüder,

Christus verbindet. – Was heißt das für uns angesichts der Gefahr, sich Kräften hinzugeben, die uns auf das Äußere, auf die „Felgen des Rades“ hin festlegen? Wie ist geistliche Erneuerung möglich?

Nicht aus eigener menschlicher Kraft können wir das schaffen. Doch dies ist auch gar nicht nötig, denn Christus ist längst da, mitten unter uns. Er ist es, der uns wie ein Magnet anziehen will. Er wirkt unter uns wie eine Zentripetalkraft, die uns den Kräften des Äußeren, den Kräften der Trennung, des Bösen und des Todes entreißen will.

Durch die Taufe sind wir unwiderruflich hinein genommen in diese Anziehungskraft Jesu Christi. Das heißt nicht, aufgesogen, gefesselt oder versklavt zu werden. Es ist vielmehr ein Angebot seiner Gnade. Als Einzelne und als Gemeinschaft sind wir hinein genommen in eine Bewegung, die uns selbst und unsere Welt umwandeln will in Gottes gute Herrschaft. Grenzen werden überwunden, Beziehungen geknüpft und der Horizont geweitet. Das ist keine vertröstende Zukunftsmusik. Nein – es hat schon begonnen, es ist schon am Wirken.

Immer wieder können wir es erfahren oder erahnen,

- wenn wir zum Beispiel innehalten und uns fragen, was in unserem Tun wirklich wichtig ist – auch und gerade als Gemeinde;
- wenn wir unsere Gewohnheiten, unsere Verhaltensweisen und unsere Vorurteile einmal kritisch hinterfragen;
- oder wenn wir uns aus Bequemlichkeit und Trägheit zu Neuem herausfordern lassen.

Vor allem können wir es in der Feier der Eucharistie erfahren, in der Christus uns allen ganz nahe ist. Von ihm dürfen wir uns nähren und stärken lassen.

In dem Maße, in dem wir unser Herz dafür öffnen, kann sich ein neuer Geist unter uns ausbreiten und uns beflügeln, kommen wir der Mitte unserer menschlichen Gemeinschaft immer näher. Und je mehr sich die Speichen eines Rades der Nabe nähern, desto mehr kommen sie auch selbst zusammen. Lasst uns auf diese Weise geistvoll miteinander und füreinander leben und damit auch möglichst vielen bezeugen, dass Gott tatsächlich in unserer Welt am Werk ist, um sein Reich der Liebe aufzubauen.

+ Gerhard Feige